

Wie schützt man 215 Völker?

Daß Brasiliens Regenwald stirbt, dürfte sich mittlerweile weltweit herumgesprochen haben, von den dort lebenden Menschen hört man im allgemeinen weniger. Obwohl die Situation der acht in Reservaten noch überlebenden Indianervölkern Brasiliens katastrophal ist, geben sie den Medien weltweit scheinbar nicht genügend Stoff, aus dem die Nachrichten sind. Vielleicht sind die Indianer zu weit weg, ihre Probleme zu verschieden von den unsrigen und ein sterbendes Indianervolk hat mit dem Ozonloch schließlich auch nichts zu tun. Falsch: Die Indianervölker Brasiliens sterben aus den gleichen Gründen wie der Regenwald, rücksichtslose Konzerne zerstören ihren Lebensraum, immer weiter eindringende Siedler bringen die "Segnungen" einer fremden Kultur mit und niemand will sehen, daß die Indianer mit allen ihren existentiellen Problemen nichts anderes sind als das traurige menschliche Pendant zum sterbenden Regenwald. Zwar wird einiges von staatlicher Seite her unternommen den Indianern behördlich zu helfen, woraus dann vor dreißig Jahren die "FUNAI" wurde. Die FUNDAÇÃO NACIONAL DO INDIO ist eine Indianerbehörde, die die Rechte der Ureinwohner Brasiliens wahren soll. Aber sie schafft es nicht, zu wenig Mitarbeiter, zu wenig Kompetenzen - Brasiliens Regenwald stirbt und die Indianer sterben mit ihm - : Seit 1986 haben allein im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso do Sul über 200 Indianer Selbstmord verübt - die höchste Rate ganz Brasiliens. 40% der Hoffnungslosen waren jünger als 16 Jahre, viele von ihnen Mädchen, die sich erhängten, oder, der Zynismus dieser Tatsache ist kaum zu überbieten, das Insektenvernichtungsmittel tranken, das in den Blechkanistern als Rest auf den Feldern liegenblieb, auf den Zuckerrohrplantagen, auf denen ein Indianer kaum genug zum Leben verdienen kann, wenn er dort mal eine Arbeit als Tagelöhner findet.

Über die Selbstmorde im Mato Grosso wurde natürlich schon jede Menge geforscht, geschrieben und spekuliert. Alle Leiden der Kaiowa wurden aufgeführt und jedes Elend für sich könnte schon Grund genug sein: 40% der Indianer im Reservat gelten als Alkoholiker, der Drogenmißbrauch ist kaum überschaubar, die Verlockungen groß in der nur drei Kilometer weit entfernten Stadt Dourados ("die Vergoldete") mit ihren Kneipen, Pornoschuppen und Prostitution.

Dann die Übergriffe der Indianerpolizei, in deren "Obhut" betrunkene Indios halbtot geprügelt wurden, die Überbevölkerung in den Reservationen, die oft nur noch Brachland sind, schließlich die protestantischen Sekten, deren zahllose Prediger die Indios auch noch spirituell vollends verwirren, was auch zum Bild des "unbedarften Indios" passt, das sich langsam breitmacht, dem "Bicho-domato", dem Tier aus dem Wald, wie die Goldgräber die Indianer oft nennen.

Und ein "unbedarftes Kind in Turnhosen" ist er für viele Bewohner der Amazonasdörfer. Offensichtlich ist es eine Schande Indianer zu sein, und das ist es, "w0as wirklich tötet", so einer der brasilianischen Indianervertreter. Tatsächlich kam die FUNAI solchen Entwicklungen fatalerweise auch noch entgegen, indem sie Fahrten aus den Reservaten in die Stadt organisierte und bezahlte, wahrscheinlich um von all den Problemen abzulenken, mit denen sie täglich konfrontiert ist, der sie aber kaum Herr wird.

Der "Indio" ist selbst für die aufgeklärten Bürger in den Metropolen kein Ebenbürtiger. Auf den Hügeln über der Stadt, in São Paolo und Rio de Janeiro erzählt man sich Witze über das groteske FUNAI-Portugiesisch und die Weltfremdheit der Ureinwohner.

Zu dieser Verachtung gesellt sich auch noch Neid, sobald den Indianern Zugeständnisse seitens der Regierung gemacht werden. Zum Beispiel als mit der Verfassung von 1988 den Indianern alle ihre ursprünglichen Siedlungsgebiete auf dem Papier wieder übergeben wurden.

Die brasilianische Mittelschicht lästert schon über eine neue "Landbesitzerkaste".

Schlechte Voraussetzungen für eine Indianerpolitik, die den Experten als die mindeste Voraussetzung für das Überleben der kleinen Völker gilt: die nachhaltige Grenzziehung um jene Gebiete, die den Indianern zur Selbstverwaltung überlassen werden sollen. Doch die Panik der brasilianischen Mittelständler klingt geradezu grotesk, besieht man sich die Realisierung dieser Pläne. Heute, knapp 10 Jahre nach Verabschiedung der Verfassung, ist nicht einmal die Hälfte der Lebensräume abgesteckt, und es wird laut inoffiziellen Eingeständnissen von FUNAI Beamten noch weitere 15 Jahre dauern, bis alle Stammesgebiete wieder den Indianern gehören. Selbst diese Prognose klingt blauäugig, bedenkt man, daß es bereits bei den Grenzmarkierungen zu Feindseligkeiten zwischen Landbesitzern und Indianerschützern kam. Da werden Brücken abgebrannt, Bundesstraßen blockiert und es kam zu Mißhandlungen von FUNAI Mitarbeitern, nachdem sie mit Straßensperren die Landvermesser aufhielten.

Gehen diese Auseinandersetzungen zivilisierter vor sich, also mit Klagen vor Gericht, von denen es bereits Hunderte von Fällen gibt, die notorisch langsam in den notorisch korrupten Mühlen der Justiz vor sich hin mahlen. Sollten die Indianer über die FUNAI doch mal Recht bekommen in einem solchen Verfahren, reagieren die illegalen Siedler nicht selten mit einer Strategie der verbrannten Erde, zerstören Pflanzungen, legen ihren Besitz in Trümmer, fackeln alles ab, legen Seen trocken und scheuen vor lauter Wut nicht einmal die Arbeit den Fluß umzuleiten, der das Land bewässerte. Er übergibt das Land, für welches er im übrigen entschädigt wurde - "nua", nackt.

Doch von den wenigsten Scharmützeln dieser Art, die sich bis zu Kleinkriegsformen entwickeln können, erhalten die Posten der FUNAI gleich Kenntnis. Denn eine flächendeckende Beobachtung staatengroßer Gebiete ist unmöglich. Um den permanenten Landfriedensbruch durch Bauern, Soldaten,

Goldsucher und Ölarbeiter erfassen und ahnden zu können, bräuchte die FUNAI eine eigene Armee mit Helikoptern, Nachtsichtgeräten und Schnellbooten, das ganze juristisch flankiert von Ermittlern und Rechtsanwälten. Aber das ist schon finanziell, geschweige denn politisch, utopisch, wenn man sich vor Augen hält, daß die Ureinwohner gerade mal 0,2% der Gesamtbevölkerung stellen und als Wirtschaftsfaktor und Wähler kaum ins Gewicht fallen.

Vier Fünftel der Indianerreservationen gelten heute als von Weißen recht- und schutzlos in Anspruch genommen. Ein Drittel ihres Budgets gibt die FUNAI dafür aus, Grenzverletzungen zu lokalisieren und Eindringlinge abzuwehren.

Aber selbst die Garantie der Sicherung von Indianerterritorien würde das Überleben der Ureinwohner nicht gewährleisten. Ein solcher Schutz von außen muß nicht verhindern, daß die Reservate verslumen. Die Lösung und eigentlich das Ziel aller Bemühungen der FUNAI: die Indianer müssen wirtschaftlich unabhängig werden, dann werden sie auch in der Lage sein, ihre Kultur zu bewahren. Doch selbst nachdem man erkannt hat, daß man die Ureinwohner Brasiliens nicht so ans Industriezeitalter andocken kann wie das mit Immigranten aus Deutschland, Japan oder Italien klappte und man den Indianern ihre Landinseln zugesteht, um die Erinnerung an ihre Kultur zu zelebrieren und ihre Traditionen zu pflegen - es klappt nicht. Die Praxis unterläuft die schönste Absicht. 30 Jahre nach ihrer Gründung ist die FUNAI wieder am Nullpunkt angelangt - eigentlich dort, wo sie anfing. Das ist in den verschiedenen Reservaten zynisch symbolisiert durch Reklametafeln, die mitten im Indianerland für Motoröl und weiße Unterwäsche werben.

Was ist zu tun? Ein völliges Umdenken ist gefordert; wer aus Habsucht, Gier, Gedanken- und Rücksichtslosigkeit entgegen aller Vernunft in der Lage ist, über Jahrzehnte die grüne Lunge dieser Welt zu zerstören, kann mit einem Blick auf die geschilderte Situation der Indianer in Brasilien eventuell Schatten seiner eigenen Situation in nicht all zu ferner Zukunft erkennen.

aus: GEO, Januar 1998, S. 54 ff

